

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Gottfried Kellers Namengebung
Autor: Bleiker, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Diese Strophen verraten durch den hochpersönlichen Tonfall, aus welchen Tiefen des eigenen Empfindens und Sehns auch die Welt der «Sieben Legenden» aufstieg, in der dasselbe «ursprünglich helle Licht von schönern Auen» erstrahlt.

GOTTFRIED KELLERS NAMENGEbung

VON JÜRg BLEIKER

Es ist eine sehr banale Feststellung, daß wir im Alltag ständig mit einer Vielzahl von Namen zu tun haben. Jeder heißt schließlich irgendwie, wir lesen und hören die mannigfachsten Bildungen ziemlich anteillos, und es braucht schon erlesene Formen, wie etwa den tatsächlich vorkommenden Namen «Bieinisowitsch», um uns wenigstens, wenn auch nur für einen Augenblick, etwas stutzig zu machen.

Wer aber eine Anekdote zum besten geben möchte und den auftretenden Helden Namen beilegen will, wird trotz diesem Namenüberfluß mit großer Wahrscheinlichkeit die Namen «Meier» und «Müller» anwenden. Die Namengebung ist hier ziemlich illusorisch. Meier und Müller besagt nicht viel mehr als «ein Mann und ein anderer Mann». Andere Sprachen sind in dieser Beziehung ebenso reichhaltig: Monsieur Dupont und die Herren Brown und Robinson stellen sich kollegial zu unsern Repräsentanten. Was nun immer der Grund sein mag, daß diese alltägliche Namengebung so dürftig dasteht — jedenfalls zeigt sich, daß Namen fast ausschließlich unserem passiven Wortschatz angehören und nicht geläufig hervorgebracht werden. Man versuche, in rascher Folge zwanzig beliebige Geschlechtsnamen — ohne sich eine Personengruppe von Bekannten vorzustellen! — aufzuzählen, um überzeugt zu werden.

Dieselbe Erfahrung machen wir beim Versuch, einer Gestalt eigener Erfindung einen Namen zu geben. Die Persönlichkeit stehe uns klar und ausgeprägt vor Augen — der Name fehlt noch. Nach langwierigem Grübeln und Knobeln findet man vielleicht den Namen, wenn man nicht vorher resigniert und sich aus der Materialfülle des Telefonbuches inspirieren läßt.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang nur die Tatsache, daß Namengebung Anstrengung bedingt. Das Warum folgt später. Wer einen Namen prägt, leistet beträchtliche Arbeit. Der Namen läßt sich nicht aus dem Ärmel schütteln, sein Suchen erfordert mehr Aufwand als die Suche nach einer gefälligen stilistischen Wendung oder einem treffenden Verbum.

Hier läßt sich eine Vorbemerkung anfügen: Als Namen gelten in dieser Arbeit erfundene Vornamen, Geschlechtsnamen, Übernamen und Ortsbezeichnungen, nicht aber historische Namen, Anredeformen wie «Mama», Vergleiche in der Art «ein Josua, ein David» und ähnliches.

Wie findet denn Keller seine Namen? Beobachten wir zunächst sein Vorgehen gleichsam von außen.

* * *

Eine erste, gänzlich unproblematische Gruppe bilden die Namen, welche Keller einfach übernimmt, sei es, daß sie in seiner Vorlage stehen, wie «Aquilinus», «Dorothea», «Vitalis» bei Kosegarten, die Narren und Schälke bei Marggraff, «Marianne» und «Cocco» bei Heß, oder seien es, wozu die letztgenannten überleiten, historische Namen, an denen sich natürlich nichts rütteln läßt. So ist die Novelle «Hadlaub» für die Namengebung wenig ergiebig; immerhin zeigt sich Kellers Nameninteresse in seinen Etymologien für Rudolf und Hadlaub oder etwa an der Liste der «ehrlichen Christennamen¹».

Mit einer zweiten Möglichkeit ist bei Keller wie bei jedem andern Dichter und Schriftsteller auch zu rechnen: Er kann Personen aus seinem Bekanntenkreis mit ihrem eigenen Namen in die Geschichte bringen, zur Ehrung oder zum Hohn. Frau Lee führt den Vornamen Elisabeth, wie Gottfried Kellers Mutter; Marie Salander hat für ihren Vornamen gleich vier Muster, nachdem er ihr zunächst den Vornamen Grite oder Sara geben wollte; den wirklichen Namen eines der sieben Aufrechten, Schaufelberger, änderte Keller im letzten Augenblick zu Bürgi. Versteckter deutet «Schöpfung» auf Betty Tendering, die Bella Trovata, Belle Trouvée. Ermatinger² berichtet, daß Keller den Hofrat Christian Kapp und seine Tochter beinahe täglich in der schönen Besetzung zum «Waldhorn» aufgesucht hat, und es ist wohl möglich, daß die «törichte Jungfrau» des Sinngedichtes, welche auch im Gasthaus zum Waldhorn wohnt, ein Bild Johanna sein soll, besonders wenn man an Kellers harte Äußerungen über Johanna Kapp in späterer Zeit denkt³. Derartige Beziehungen führen aber recht weit weg.

Diese beiden Gruppen sind nicht sehr zahlreich. Normalerweise muß sich Keller die Namen seiner Figuren selbst erarbeiten. Das fällt ihm auch nicht leicht, auch er greift zu Materialsammlungen. Die Namen Dietegen und Küngolt findet er im Züricher Kalender, aus dem St.-Galler Totenbuch exzerpiert er 60 altdeutsche Namen und behält davon Hiltepurg und Mannelin; für den Namen Salander fährt er auf der Karte herum, bis ihm das Dorf Saland den passenden Namen abgibt. Die übrige Besetzung des Romans stellt er sich zu einem großen Teil aus langen Namenlisten aus dem Adreßbuch zusammen, «dunkeln, durch die Jahrhunderte wie Flußgeschiebe abgeschliffenen Namen».

Viel ergibt dieser Blick von außen nicht. Völlig irrig wäre die Vorstellung, Keller habe sich seine Sache mit solchen Hilfsmitteln leicht gemacht. Wir spüren sofort, daß das Wesentliche anderswo geschieht. Die bloße Übernahme eines Namens aus dem Adreßbuch will noch gar nichts heißen, genauso wenig wie die Übernahme der Kosegarteschen Legenden. Was Keller mit der Vorlage macht, wie er sie einsetzt, ist wesentlich. Das Material ist bereitgestellt, ein Name unter vielen zündet, aber nicht aus äußerlichen Gründen.

* * *

Etwas weiter sehen wir, wenn wir die vielen Änderungen an Namen im Verlauf der Arbeit Kellers näher betrachten. Allerdings führen nicht alle weiter. In der ersten Fassung des Apothekers von Chamouny heißen die beiden Hauptfiguren Bertram und Laura, in der zweiten Titus und Rosalore. Im Grünen Heinrich wird Lys in Notizen mit dem Vornamen Georg bedacht, im Buch selbst heißt er Ferdinand. Diese Änderungen sind schwer gültig zu durchschauen. Persönlichstes, Nebensächlichstes kann hier hereingespielt haben. Aufschlußreich sind aber etwa folgende Fälle: aus dem farblosen «Walther» wird der Glattfelder Name «Lee», aus Apollönchen wird Röschen, der große Liebhaber aus «Jedem das Seine» heißt Hochfeld, und der kleine Liebhaber heißt «Winzinger», Strapinski tauscht den Vornamen Julian gegen Wenzel. Das Gefährtenpaar aus den «Reisetagen», der Norddeutsche Ernst und der Süddeutsche Wegner, ein «stiller, lieber Schwabe», erscheint unter den neuen Namen Plankof und Nästele. Per contrarium: Kosegarten hat die fade Idee, die Eltern Dorotheas Dorus und Thea zu nennen. Keller übernimmt das zunächst, läßt es aber dann gänzlich weg.

Solche Änderungen befriedigen uns. Der erste Versuch, der erste Ansatz ist nichtssagend, nicht gerade schlecht, aber sehr entfernt von der neuen Fassung. Jetzt «sitzt» der Name, er hat getroffen und nagelt die Gestalt fest. Dieser Name gehört hin; wie wenn ein gleitender, gezählter Riegel fest in die für ihn bestimmte Kerbe einschnappt.

Wir freuen uns über den neuen Namen, und diese Freude läßt sich in vielen Fällen ein Stück weit begründen. Plankof charakterisiert mit hartem Konsonantstand und schroffer Endung den Norddeutschen, der «stille, liebe Schwabe» nimmt Gestalt an im harmlos-liebenswürdigen «Nästele», einem unpathetischen und gemütlich plaudernden Diminutiv. Der Name ist dem Wesen der Gestalt gerecht geworden, er paßt in die Umgebung, ist «materialgerecht». Er wäre in Realität auch möglich. Keller legt darauf Wert. In der Rezension eines Büchleins von Hans Lebrecht⁴ vermerkt er mit Tadel: «So nennt sich im Kanton Zürich kein einziger Bauer Heinz, und ebensowenig wird ein Kater Hinz und ein Bauernmädchen Nanni zu finden sein; das kommt von den deutschen Büchern.» In Kellers Werk wird bei der Namengebung die Umwelt der

Gestalten sorgsam beachtet. Ein Innerschweizer heißt Aloisi Allweger. Der blonde, breitschultrige Malerhüne Erikson stammt, wie es sich gehört, aus Skandinavien; die Goldacher schenken Strapinski Glauben schon um des Namens willen (möglicherweise lehnte sich Keller bei der Bildung an eine Episode mit dem Grafen Sobansky an⁵; die dumme Maitresse verlöre ihren letzten Reiz, hieße sie nicht Lisette Blondel; Correas Page heißt Luis; griechische Welt birgt der Name des unternehmungslustigen Töchterchens Jole — der Name stammt natürlich nicht von Kosegarten; denn dieser verzeichnet keine derartige Episode. «Was man sich damals unter einer eingeborenen Tochter Columbias dachte, sowohl was Körperbau und Hautfarbe als Kostüm und dergleichen betrifft» — dergleichen ist etwa ihr Name, Quoneschi, in dieser Form schon exotisch schillernd, erst recht, wenn man erfährt, daß er Libelle, Wasserjungfer bedeute. Leider verschweigt Keller den ursprachlichen Namen des Kriegers Donner-Bär; dafür führt er mit Zambo mitten nach Afrika.

Über die landschaftliche Kongruenz heraus wird auch die zeitliche saubere Form der Namen hergestellt. Isidor und Julian sind neumodische, daher verwerfliche Namen⁶; der Diminutiv des Hansli Gyr läßt sich mit Mannschaftsrodeln belegen, wie Keller selbst kundgibt; Gebizo, Berttrade, Radpert, Richenza sind mittelalterlich; von Mannelin war schon die Rede; auch Seldwyla weist in der Sprachform auf ältere Zeiten zurück.

Gerade bei Seldwyla aber ist die äußerlich korrekte Form nur sehr nebensächlich. Jedermann denkt an die Bedeutung; denn «Seldwyla bedeutet nach der älteren Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort.» Was dieser Name heißt, was er aussagt, ist wichtig. Die blühende Pracht des Namens leuchtet in seinem Inhalt. Aus der Lautform steigt die Bedeutung. Das «Paradiesgärtchen», wo Sali und Vreni tanzen, ist wohl bescheiden, von rührender Einfachheit, aber es ist doch ein wahrhaftiges Paradies, und mehr könnte es ja nicht sein. Aus Gauchlingen dagegen kommt nichts Gefreutes, und finster, an fröstelnd-kühlem Nordabhang, türmt sich die starre Mauer Ruechensteins auf. Auf der Kreuzhalde läßt sich nicht gut wirtschaften, im Saal zu den Vier Winden bläst stets ein anderer Luftzug, je nachdem welche Partei ihre Sitzungen abhält. Über Thorlikoner und Narrlikoner ist jeder orientiert, der den Namen hört. Einem Xaverius Schadenmüller vertraut nicht so bald einer, es wäre denn ein Martin Salander; der Wohlwend aber wendet sich prompt so, daß es ihm alleweil wohl ergeht. Wer einen Bedienten Blasius eingestellt hat, wird wohl mit ungeputzten Schuhen ausgehen müssen. Störteler ist wirklich ein verstörter, verschrobener, verdrehter Geselle, so daß man sich fragen muß, wie er je zu seinem Gritli gekommen ist; Enoch Schnurrenberger haust nicht weit von ihm. Das unrühmliche Betragen der Babette Zulauf entspricht genauestens ihrem Namen. Haben die Flüchtlinge Schwind und Bleich wohl je Aussicht, wieder in geordnetere Verhältnisse zu gelangen? Bei den Weidelichs vermutet der schweizeri-

sche Leser von Anfang an ein auf seinen Vorteil eifrig bedachtes Menschengrüpplein, die sich «weidli» ihrer Gelegenheiten annehmen. Zwielhans Geschichte ist in nuce in seinem Namen enthalten. Gemütlicher wird es bei dem glänzenden, wohlgenährten Spiegel oder beim begeisterten Waidmann Tannharz, dessen Name Waldesruch und Schüsseknallen evoziert. In den beiden phantastischen Figuren «Guhl der Geschwinde» und «Maus der Zahllose» liegt die Bedeutung versteckt, so daß Keller selbst mit der Erklärung hervorrücken muß.

Andere vortreffliche Namen wirken vielfach, mit der richtigen Form, mit Bedeutung, vor allem mit ihrer Lautgestalt im Klang. Wir sehen einen buckligen, alten Kracher mit krächzender und widerlicher Stimme, wenn wir, auch nur ganz am Rande, mit der Person des Aegidi, des Ae-gi-di, Bekanntschaft machen. Der unbeschreibliche Wohlklang von «Afra Zingonia Maylufft» bringt den Zwielan um alle Vernunft. Myrrha Glawicz fasziniert mit fremdartigem, verführendem Namen — nur steckt leider recht wenig dahinter, auch der Name bietet nur diesen ersten Reiz. Zwei Namen sind wahre Meisterstücke, so daß man sie nur mit Mühe bis hierhin zurückhalten konnte, wie ja bei einer Ausstellung etwa die große Statue mitten im Raum die Blicke so gefangen nimmt, daß man nur mit Überwindung sich zunächst über Vitrinen mit Kleingegegenständen beugt. Da steht vor uns Johann Polykarpus Adam Litumlei: Die drei Vornamen sind gewichtig, der mittlere rollt dräuend heran — der Nachname aber enttäuscht, fällt ab in ein seniles, weinerliches Gequengel. Scharlachmantel und stumpfes Rasiermesser. Anführerin aber des ganzen Klüngels ist Züs Bünzlin. Fränkels Erklärung, Keller habe mit dem angefügten -n die oberdeutschen Familien mit dem Namen Bünzli schonen wollen, trifft nicht das Richtige. Niemand hält die beiden Namen, Bünzli und Bünzlin, so auseinander wie etwa Huber und Aeby. Eine rücksichtsvolle Verschleierung wäre denkbar ungeschickt unternommen, wenn sie mit diesem Endungs-n operieren wollte. Dazu ist, zumindest im heutigen Sprachgebrauch, ein «Bünzli» ein Begriff geworden, zum täglichen Kummer derer, die den Namen tragen. Hingegen erreicht Keller mit der altertümelnden Endung schlagartig die Nuance des Gestelzten, Unwahren, Aufgeblasenen; der «Adel» des letzten Buchstabens paßt so gut oder so schlecht zum unbedeutenden, hohlköpfigen Hauptteil wie ein Rembrandt zu Onassis. Der Lautklang des Namens, die spitzen, sturen, phantasielosen -ü-i, mit dem endenden -n notwendigerweise besonders pointiert auszusprechen, dieser Lautklang wird vortrefflich mit dem Vornamen eingeführt. Züs — gelegentlich sogar Züsi — dürfte wohl die einfachste Abkürzung von Susanna sein. Lüstlich, aber reizlos spitzt sie ihr Kußmäulchen. Wieviel diese Form des Vornamens bewirkt, erkennt man augenblicks, wenn man etwa für einen Moment Züsi durch «Susi» ersetzt. Die Wirkung ist frappant. Merkwürdigerweise setzte Keller einmal statt «Züsi» den Namen «Bäbi», der inhaltlich begreiflich ist, man denke

an die Babette Zulauf und unser «tummi Baabe», lautlich aber sehr abfällt. Der Schwabe scheint ziemlich verwirrt gewesen zu sein.

Wer mit solchem Namen beschert worden, ist gerichtet. Diese Personen sind erledigt. Keller ergreift aber auch seine Chance, wenn sich der Name von außen anbietet. In der ersten Fassung des Apothekers von Chamouny lesen wir: «...als die Gräfin Ida Hahn/mit Geräusch katholisch wurde.» Die zweite Fassung lautet: «...als die Gräfin Ida Hahn-Hahn/mit Geräusch katholisch wurde.» Dabei steht in der zweiten Fassung ihr richtiger Name! Die Dame hieß so — als ich die Stelle zum ersten Male las (2. Fassung), glaubte ich an eine besonders originelle Namensprägung Kellers. In der ersten Fassung ist der Name entschärft. Normalerweise verbietet unser Taktgefühl, mit Namen Wortspiele oder Kalauer zu bilden. Keller unternimmt es nur im privaten Bereich, oder wenn er jemanden unmöglich machen will. Der Dichter Ignaz Valentin Zingerle inspiriert ihn zum Verslein: — «Zingerle/skandirt mit dem Fingerle⁷», bei Joh. Nepomuk Vogel schreibt er: «Nepomuk Vogljohann/was der nicht alles kann⁸»; aus Hasenclever, dem Maler, wird Hasenclekser⁹, aus Kosegarten Kosegärtchen¹⁰; von einem Dichter Häfeli¹¹ läßt sich kaum mehr etwas Gutes erhoffen, wenn Keller schreibt: «Häfeli oder hochdeutsch Häfelein.» Jedenfalls zeigen diese Beispiele, wie die Phantasie Kellers mit den Namen arbeitet und sie sehr bewußt in ihren Möglichkeiten erfaßt. Besonders der Spott wächst kräftig in diesem Beet.

* * *

Und wenn Keller nicht spottet? Wenn er ruhig und schön einfache, volle Menschenbilder zeichnet, dann sind auch die Namen schlicht und ergreifend schön. Klara und Agnes sind zarte, behutsame Mädchengestalten, unschuldig wie ihr Vorbild Anna. Anna — nichts weiter, kaum je ein Eigenschaftswort, der Geschlechtsname fehlt. Wir wünschen ihn gar nicht zu kennen. Wir kennen ihn zwar von Sali und Vreni, aber er ist ebenso schlicht, und wir kümmern uns gar nicht darum. Diese einfachen, aber tiefen und vollen Namen genügen uns, wir spüren ihre Poesie und freuen uns an ihrem Klang. Nur der Störteler findet sich nicht zurecht mit Gritlis Namen und bietet ihr das dümmliche Alwine oder allenfalls Isidora an. Wer ist nicht überrascht, zu erfahren, daß Ursula den Geschlechtsnamen Schnurrenberger trägt? Immerhin — ein bißchen verdient sie den Namen, aber es ist doch besser, daß man sich dessen nicht so bewußt ist. Daß im Apotheker von Chamouny die Geschlechtsnamen fehlen, versteht sich von selbst. Solche unnötige Genauigkeit einer amtlichen Registrierung zuliebe nähme der Romanze alle Sonne weg. Dem Zyklus mit dem brummigen Titel «Von Weibern» standen die Mädchennamen gut, auch wenn sie zum Teil nur sehr lose oder gar nicht mit dem Gedicht zusammenhingen. Vielleicht hat die abenteuerliche, un-

geahnte Wirkung der Namenüberschriften¹² dazu beigetragen, daß Keller diese Überschriften gestrichen hat.

Bei diesen Deutungen der Namen besteht immer die Möglichkeit, daß der Leser nicht im Sinne Kellers interpretiert. Gerade bei Vornamen spielen eigene Erlebnisse und Vorstellungsketten mit, so daß wir eine Szene allenfalls recht schief beleuchten. Persönlich habe ich Mühe, den Namen Hulda als «die Holdselige» zu empfinden, eine Hulda ist für mich ein Trampel. Immerhin denkt auch Heinrich Lee mit einem merkwürdigen Gefühl an die Hulda-Episode zurück. Dann zeigt Keller eine heute auch nicht mehr allgemein geteilte Vorliebe für den Namen Salomon, der vom Landvogt her nach mancherlei Seiten ausstrahlt: Salome erscheint mehrmals, Möni Wighart, Sali Manz. Derartige Verschiedenheiten stören aber nicht wesentlich, bei einiger Behutsamkeit stiften sie keinen Schaden. Weiter ist zu bedenken, daß gewisse Namen von Keller her so geprägt sind, daß wir sie in seinem Sinne empfinden müssen. Wer aus der Lautgestalt von «Judith» den Charakter der damit bezeichneten Persönlichkeit herausholen will, beginnt wohl am verkehrten Ende. Über die Persönlichkeit wissen wir Bescheid, es läßt sich höchstens nachträglich zeigen, daß der Name gut entspricht. Der Name ohne Kenntnis der Persönlichkeit läßt keine Deutung zu.

Fassen wir kurz das Bisherige zusammen. Kellers Namen sind zu einem großen Teil «deutbar». Unser Gefühl erkennt ihre Richtigkeit, sie sitzen, treffen ins Zentrum. Bedeutungsmäßige, lautsymbolische Gründe lassen sich aufweisen. Bevor wir zu lesen beginnen, werden wir durch den Namen auf die rechte Spur gewiesen und ahnen, was wir zu erwarten haben. Nach der Lektüre glänzt der Name in tieferem Licht, die ganze Welt der Erzählung finden wir in ihm wieder.

* * *

Sind die Namen einmal geschaffen, so eröffnet sich ein neues, weites Feld in ihrer Anwendung. Sie können leicht geändert, geschmückt oder entstellt werden, je nach der syntaktischen Stellung verändern sie ihr Gesicht.

Volle Register zieht Keller im Don Correa. Der Held wird zu Beginn in der grandiosen Farbenpracht des barocken Namenmantels vorgestellt: Don Salvador Correa de Sa Benavides. Im Lauf der Erzählung trägt er meist Werktagsgewand: Don Correa, Don Salvador, gelegentlich bloß Correa. Zu Beginn der entscheidenden Szene, da Correa nach schwieriger Landung den schmalen Weg zur Burg emporschreitet, um Feniza zu überraschen, setzt der Abschnitt markant, kräftig, aber nicht prunkvoll ein: «Don Salvador Correa erklimm den schmalen Strandweg. . . » Die überraschte Feniza, welche nach dem Untergang des «Correa» — in dieser Form denkt sie an ihn — getrachtet hatte, fragt erschauernd: «Was

bist du für ein Mann?» Er antwortet: «Ich? Salvador Correa, der Admiral und Gouverneur von Rio bin ich!» Hier ist der bloße Name, Vorname und Geschlechtsname, vereint mit der ungeheuren Gewalt seiner Funktion.

Und die merkwürdige Dame selbst? Auch sie erscheint das erste Mal in allem Ornat. Donna Feniza Mayor de Cercal. Diesen Namen bringt der höchlich interessierte Don Correa heraus. Auch sie wird begreiflicherweise im Lauf der Erzählung schlichter einhergehen, als Frau von Cercal, als Donna Feniza. Doch als Correa in die Betrachtung des Sternemantels vertieft die nahenden Schritte überhört, ist er aufs höchste überrascht, «als der Mantel unversehens von einer Hand zurückgeschoben und statt des Planeten Venus die ganze Gestalt der Donna Feniza Mayor de Cercal sichtbar wurde». Die überraschende Erscheinung steht in voller Leibhaftigkeit vor ihm, unausweichlich mit allem Namensschmuck. Wie sie aber Don Correa küßt, ist von der «sonst so gemessenen und stolzen Dame von Cercal» nur die Feniza Mayor übrig geblieben. Bloß noch Feniza, ärmlich und auch dem Tempo der Stelle angemessen, das kein breites Verweilen gestattet, heißt sie im heftigen Wortwechsel mit dem zornigen Admiral. Und ganz zuletzt, wie sie aufgehängt wird, genießt sie ein letztes Mal ihren wohlklingenden Namen, doch des ehrenden «Donna» beraubt: die Feniza Mayor de Cercal.

Eine ähnliche Vielfalt, nicht nur im Namen, sondern auch in den umschreibenden Substantiven, bereitet uns in der Rahmenerzählung der Züricher Novellen Vergnügen, wo vom Heranwüchsling, von Herrn Jacques, die Rede ist. Herrn Jacques nennen ihn die Dienstboten des Hauses, so tritt er bei seinen meditierenden Gängen uns vor die Augen; aber nachdem er die Bombenwerfer mit seiner Bemerkung, sie seien originelle Käuze, in Ärger gebracht hat und deshalb selbst mißmutig und verlegen wird, löst sein Pate die Spannung mit einem heiteren «Kommt, Meister Jakobus!». Etwas später, als der Pate ihm den Narren Buz Falätscher eindrücklich vorgeführt hat, schleicht er in seine Kammer und löst den «Zürcherischen Ehrenhort» vom Reißbrett — in diesem Augenblick nennt ihn der Dichter ganz einfach Jakob.

Viktor Störteler dringt mit seinem gewählten Vornamen bei den Seldwylern nicht durch; denn diese nennen ihn ungerührt, aber zu seinem Ärger respektlos Viggi. — Die geschwätzige und etwas dümmliche Mutter der Agnes nennt ihre Tochter Nesi. Überhaupt spielen die Zärtlichkeitsformen eine eindrückliche Rolle:

Sali wartet auf sein Vrenchen und liegt, erfüllt von Glück und Zufriedenheit, im Korn. «Obgleich es kaum eine Viertelstunde währte, bis Vrenchen nachkam, und er an nichts anderes dachte als an sein Glück und seinen Namen, stand es doch plötzlich und unverhofft vor ihm, auf ihn niederlächelnd, und froh erschreckt sprang er auf. ‚Vreeli!‘ rief er, und dieses gab ihm still und lächelnd beide Hände. . . » Welche warme, un-

vergeßliche Innigkeit liegt in dieser einen Form! Mehr sprechen sie nicht, mehr brauchen sie nicht zu sprechen. — Schauerlich aber klingt diese Form noch einmal auf, mit dem Klang einer gesprungenen Glocke, in den irren Reden des Vaters: «Gehst du schon, Vreeli? Du siehst ja aus wie der Tod im Häfelein und geht es mir doch so erfreulich.» Und wie ein harter Hieb schlägt uns die derbe, hingeschleuderte Form gleich vorher: «Geh heim, Vrenggel!»

Dortchen ist Heinrichs Liebe; diesen Namen ruft er so oft vor sich hin, bis der Star ihn auswendig kann, aber: «Dortchen ist nicht Hierchen!» Wie es wirklich feststeht, daß Dortchen nicht Hierchen ist, da ändert auch ihr Name, die Zärtlichkeit muß wegfallen, sie heißt jetzt Dorothea von W...berg, ja der letzte Anklang wird erstickt, sie heißt gar nicht Dorothea, sondern heißt «von Haus aus» Isabel, sehr gewählt, sehr schön, und sehr, sehr fern.

Auch die simpelste Form der Namengebung kann stilistisch ihre Wirkung tun. Sie muß es nicht — es will gar nichts sagen, wenn Keller von einer Stadt X, einem Kanton X und dergleichen spricht. Das macht einen vorläufigen Eindruck, ist bloßer Fadenschlag. Aber die «Frau von M.» in der Meretlein-Erzählung paßt recht wohl in die vergilbten Blätter (ob da nun ein Muralt dahinter stecke oder nicht¹³); die Elaborate des Georg d'Esan mit den Titeln: Ein Stündchen bei X, Besuch bei N, Begegnung mit P, Abend bei der Q bezeugen gerade durch die gleichgültigen Initialen ihre völlige Belanglosigkeit.

Es sei noch hingewiesen auf eine Merkwürdigkeit, die an einigen Stellen zu verfolgen ist. Keller freut sich eines wohlgelungenen Namens, aber um ihn richtig zur Wirkung zu bringen und den Leser erwartungsvoll zu machen, läßt er den Hasen erst ganz zuletzt laufen. So lesen wir in den Kammachern: «Den gemessenen Geist beurkundete auch die Hauptzierde der Wohnung, ein Kranz von viereckigen, genau abgezielten Seifenstücken, welche rings auf das Gesimse des Tannengetäfels gelegt waren zum Hartwerden, behufs besserer Nutznießung. Diese Stücke zirkelte ab und schnitt aus den frischen Tafeln mittelst eines Messingdrahtes jederzeit Züs selbst.» Oder einen gleichen Fall aus dem «Schmied seines Glücks»: «Und siehe! schon der Entschluß schien das Glück endlich heraufzubeschwören; denn noch in derselben Woche langte an, wohnte in Seldwyla mit einer mannbaren Tochter eine ältere Dame und nannte sich Frau Oliva, die Tochter Fräulein Oliva. Kabys-Oliva! klang es sogleich in Johns Ohren und widerhallte es in seinem Gemüte!»

Mehrere einzelne Züge sind bisher deutlich geworden: Es fällt schwer, Namen zu geben. Bei Keller empfinden wir mit Zufriedenheit, daß die Namen stimmen, in ihrer Wahl, in der Lautung, der Bedeutung, der syntaktischen Verwendung, in Änderungen wie Diminuierung und Ähnlichem. Das Vergnügen über wohlgetroffene Namen läßt sich in solchen

Einzelbeobachtungen untermauern, aber nicht wirklich verstehen. Daß ein Name «richtig» ist, empfinden wir über die rationale Begrenzung hinaus.

* * *

Worin liegt das all diesem Gemeinsame? Welcher Gedanke schließt alles zusammen? Offenbar ist es so, daß der Name dem bezeichneten Wesen völlig entspricht, ja daß er das Wesen selbst ist. Er enthält oder ist gar das Bezeichnete in allen seinen vielfachen, unendlichen Ausprägungen. Er läßt sich nicht ausloten, keiner kommt bis auf den Grund, aber er läßt das Lot ruhig in die Tiefe hinabgleiten und bestätigt, daß schon längst da war, was wir von außen beobachtet haben. Womit könnte man den Namen vergleichen? Wie ein Schlüssel eröffnet er uns alle Tore, wenn wir sie öffnen wollen — aber er ist selbst das Aufzuschließende. Oder mit einem schwimmenden Eisberg, dessen oberster Teil nur sichtbar ist, während die Hauptmasse unter der Oberfläche verborgen treibt? Ein Name verbirgt nichts, aber er ist nicht auslotbar, das heißt, er ist nicht begrenzt, der Eisberg jedoch ist in Ausdehnung, in Gewicht und so weiter durchaus meßbar und zu erfassen. Wie ein Name trägt ein Samenkorn alle die unendlichen Möglichkeiten und Eigenschaften in sich, in kleiner, handgreiflicher und doch unbegreiflicher Gestalt — aber das Samenkorn wächst und muß sich entfalten, wogegen die Namen je und je schon mit aller Tiefe im dürftigen Buchstabengebilde sind. Der äußere Mechanismus ist leicht zu durchschauen, wir können jedem die Konstruktion erklären, doch wenn man hineinschaut, öffnet sich eine ganze ungeahnte Welt: so erleben wir es beim Kaleidoskop, das doch immer wieder fasziniert, indessen möchten wir im Namen nicht nur ein Spiegelspiel sehen.

So führt uns die Suche nach einem passenden Vergleich schließlich zu einem Scheinvergleich, zu etwas, das doch wohl im Grunde dasselbe ist. Ein Name ist wie ein Antlitz, wie das Gesicht eines Menschen. Jedes ist unähnlich dem nächsten, doch jedes zeigt sich selbst stets in anderer, überraschender, neuartiger Form und bleibt doch dasselbe. Man «kennt» es nie, es bleibt beim *cognoscere*, zum *cognovisse* gelangen wir nicht. Der Liebende vergißt die Zeit und versenkt sich staunend ins Angesicht des geliebten Mädchens, so lange er hinschaut, er hat nie genug gesehen. Dem Außenstehenden erscheint das wenig interessant, bisweilen wohl läppisch. Das zeigt aber nur, daß allein der Liebende wirklich schauen kann, nur ihm öffnet sich die Weite in die Unendlichkeit. So sagt auch der Liebende beständig den Namen der Geliebten vor sich hin, kritzelt ihn auf jedes Papier und glaubt ihn im Vogelruf zu hören; wenn man nicht weiß, noch nicht weiß, wie ein Mädchen heißt, so bleibt auch die Liebe gleichsam vorläufig. Mit dem Namen haben wir ein Unterpfand, wir haben das Wesen selbst.

Der Name ist der Ausweis, der Beweis für ein menschliches Wesen.

Jeder hat seinen eigenen Namen, jeder Name ist eine ganze und eigene Welt — nur wer einen Namen hat, ist etwas Eigenes, Selbständiges, Individuelles. Die Individualität fordert den Namen und bezeugt sich in ihm. Wenn Keller seinen Personen Namen gibt, dann gibt er ihnen das Leben. Namenlose Figuren schlurfen im Dunkel. So nennt Keller in der zweiten Fassung des Grünen Heinrich das Trödelmännchen Joseph Schmalhöfer; der Gottesmacher erhält den ihm so gemäßen Namen Reinhold. Damit treten sie aus dem Schattenbereich und leben.

Es dürfte klar sein, welche Leistung ein Dichter mit der Namengebung vollbringt, wenn er den Namen treffend formen will. Treffend heißt natürlich nicht äußerlich originell und mit komischer Lautung — außer wenn es darauf ankommt — treffend meint: dem Wesen gemäß, kongruent, identisch. Namengebung ist eminent dichterisch.

Was dem Dichter möglich ist kraft seines Amtes, ist im Alltag getrübt. Man hat seinen Namen erhalten, ohne daß man dabei in Rechnung gesetzt wurde. Der Name kann ausgesprochen stilwidrig sein. Aber die Kraft des Namens besteht weiterhin. Sie kann geradezu umschlagen und auf den Träger wirken. Wer einen unmöglichen Namen hat, muß darunter leiden. Die Kraft des Namens wird auch erwiesen mit dem bekannten *nomen est omen*, überlegenswert wie alle Gemeinplätze, in der Dichtung zu Recht bestehend, im Alltag sehr gefährlich. Und weiterhin: Auch wenn mir mein Name nicht gefällt, wenn ich mir allenfalls einen andern wünsche, so ist er doch der Ausdruck für meine Individualität, für meine unausmeßbare Persönlichkeit — wer wird nicht böse, wenn sein Name verstümmelt wird? So ergeht es Jukundi beim Abschiednehmen: «Freilich schüttelten auch ihm Vater und Brüder die Hand, flüchtig sprechend: ‚Es hat uns gefreut‘; aber der eine nannte ihn Herr Thalmeyer, der andere Meienberg, der dritte gar Herr Meierheim, und keiner sagte: Auf Wiedersehen!» Die Leute haben Jukundus nicht erfaßt, er ist ihnen deshalb auch gleichgültig; irgendein Name mit Meier, das ja sowieso nichts heißt, ist wohl das Richtige für ihn.

Große, gute, schlichte Personen tragen in Kellers Werk einfache Namen, oft nur Vornamen. Da bleibt der Blick in die Tiefe frei, und wer hineinschaut, dem wird es wohl. Indessen kennen wir eine ganze Reihe andersgearteter Namen. Sie sind auffälliger, leichter verständlich, amüsant, sicherlich auch treffend — aber was heißt denn das, wenn ein Name wie «Züs Bünzlin» trifft? So ist also «Züs Bünzlin» das eigentliche Wesen dieser Figur? Sie ist so, wie der Name sagt — sie ist *nur* so? Dieser Name lächelt nicht, er grinst. Das reiche individuelle Leben ist erstarrt, eine einzige Seite grotesk überwuchernd — hieße die Person doch Bünzli, dann wäre Rettung noch möglich! In verschiedenem Grade sind diese Figuren infiziert vom Keim, der die Seele frißt, das Blut entzieht und das eigentlich Menschliche erwürgt, so daß ein gespenstischer Popanz in der seelenlosen Hülle haust.

Deshalb sind auch die Namensänderungen, welche einige Gestalten vornehmen möchten, in hohem Maße bedenklich. Weit gefehlt, daß dadurch der Name geändert wird, im Gegenteil, das eigentliche Wesen tritt nur viel klarer heraus. Johannes Kabis entrinnt sich nicht, wenn er seinen Namen zu John Kabys umschmiedet — aber er hebt das Lächerliche oder Peinvolle um so deutlicher heraus und versagt sich die gemüthliche Behaglichkeit, welche ein eingestandenes «Kabis» gestattete. Der Schreiberling d'Esan ahnt, auf welchem schlüpfrigen Weg er gelangt, und bleibt beim simplen, aber echten «Nase». Die Umkehr schlägt zu seinem Vorteil an.

Am schlimmsten dran sind die Leute, welche keinen Namen haben, obgleich sie einen zu haben scheinen. Sie verfügen zwar über äußerlich einwandfreie Namen, die zu registrieren wären. Die Betrachtung dieser Namen ergibt aber zu unserm Erschrecken, daß sie nur Blendwerk sind und vortäuschen, was nicht dahinter ist. Bei Kosegarten heißen die beiden Begleiter Prothus und Hyazinthus. Bei Keller heißen «seltsamerweise» beide Hyazinthus. Das ist ein Widerspruch in sich selbst. Hyazinthus kann kein Name sein, wenn ein Name Ausdruck für Persönlichkeit sein soll, für Individualität; wenn also doch beide so heißen, beide gleich sind — dann sind sie eben gar nichts. Meier ist so alltäglich, daß der Dichter den Namen als Scheinnamen verwenden kann, zur Bezeichnung von unwesentlichen, toten Gebilden: Seine Wachsmännlein, bucklig in der Flüssigkeit tanzend, benennt er etwa mit Meyer oder Hürliemann; und zur Bewegung gebracht — man kann wirklich nicht sagen «zum Leben erweckt» —, empört und beängstigt uns der kleinliche, blutlose und dämonische Meierlein. Derselbe leichenhafte Geruch steigt uns in die Nase, wenn die Namen in ganzen Kaskaden daherströmen und sich doch nicht unterscheiden lassen: die Frauen, welche Frau Regel Amrain um ihren Sohn geschart sieht, heißen doch alle so gleichartig: Adele Anderau, Julie Haider, Emmeline Ackerstein, Lieschen Aufdermauer, Theresa Gut, Käthchen Amhag; die Künstlernamen der Poeten vom Genre des Störteler: Kunibert vom Meere, Guido von Strahlheim, Oskar Nordstern usw. — Den Höhepunkt erreicht Keller wohl in den beiden Weidelich-Zwillingen. Schon daß sie Zwillinge sind, stimmt bedenklich. Man weiß nicht, mit wem man es zu tun hat, der eine kann der andere sein. Man fühlt sich betrogen. Die Namen stimmen überein: Ju-li-an und I-si-dor, der Julian haust im Lindenberg, der Isidor im Lautenspiel — aber man muß nachschlagen, welcher wo wohnt! Die Töchter treffen das Richtige, wenn sie erkennen, daß ihre Gatten keine Seelen haben. Wenn man sich mit Julian beschäftigt hat und zu Isidor wendet, so grinst einen zu unserer Empörung wieder dieselbe, genau dieselbe Fratze an. Das sind keine Menschen, keine Lebewesen, sondern Dämonen, Schreckbilder.

Großartig und zutiefst erfreulich aber ist es, wenn zwei reiche Namen, zwei göltige Welten sich in neue Gemeinschaft zusammenschließen. Es

ist mehr als ein bloßes Wortspiel, daß zu Jukundus die Justine gehört. Jukundus bedeutet die Heiterkeit und Freude, Justine das Recht, die Sitte und Beherrschung. Das eine kann Gefahr laufen, zügellos zu überbordern, das andere, in Härte zu erstarren. Die Gemeinschaft sichert ein bewußtes und erreichtes Leben; das «errötend lachen» erfüllt sich in schöner Selbstverständlichkeit. Wie nahe stehen sich schon die Namen — beide grüßen sich in der Lautform, und daß dies bewußt von Keller so angelegt ist, beweist, sofern es eines Beweises überhaupt bedarf, daß er zunächst anstelle von «Jukundus» das inhaltlich entsprechende «Gaudenz» setzen wollte. Wir sind befriedigt, in der Folge zu erfahren, daß die Kinder Justus und Jukunde heißen. Die Welt hat sich erfüllt, das eine hat zu seiner schönsten Bereicherung das Wesen des andern aufgenommen und wird es in Zukunft bewahren. In derselben beruhigenden Sicherheit und Verlässlichkeit gründet es, wenn im «Lob des Herkommens» zu lesen steht: «Aber das Dorf steht noch da, seelenreicher und belebter als je, während ein paar Dutzend Zunamen unverändert geblieben und für die zahlreichen, weitläufigen Geschlechter fort und fort ausreichen müssen.» Wo die Namen bleiben, erhält sich das Leben.

Was die Sprache leistete, als sie den Dingen den Namen und damit die Existenz gab, wird uns in der Namengebung wieder deutlich bewußt. Wir sagen «Tisch», «Haus», «Freude», «Liebe», ohne jedesmal zu bedenken, wie ungeheuer die Tatsache ist, daß wir es überhaupt sagen können. Doch bei der dichterischen Namengebung ahnen wir das Geheimnis dieses Wunders und loben die Kraft des Dichters. Mit Staunen betrachten wir, wie der Name wird und welche Gewalt er in sich trägt. Wir stimmen Keller zu, wenn er von der Manessin schreibt: «Und wie schad' ist es, daß wir ihren vollen Namen nicht mehr wissen, der von seltenem Wohl-laute hätte sein müssen.»

¹ Gottfried Keller, *Sämtliche Werke*, hg. von J. Fränkel und C. Helbling, Bd. 9, S. 31.
² E. Ermatinger, *Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher*, Bd. I, S. 206. ³ Brief an Hettner vom 18. 10. 1856. ⁴ *Sämtliche Werke*, Bd. 22, S. 9. ⁵ Ermatinger, Bd. I, S. 498. ⁶ Ermatinger, Bd. I, S. 641. ⁷ *Sämtliche Werke*, Bd. 15, S. 235. ⁸ *Sämtliche Werke*, Bd. 15, S. 274.
⁹ Gottfried Keller, *Gesammelte Briefe*, hg. von C. Helbling, Bd. 1, S. 253. ¹⁰ *Gesammelte Briefe*, Bd. 1, S. 268. ¹¹ *Sämtliche Werke*, Bd. 22, S. 317. ¹² J. Baechtold, *Gottfried Kellers Leben*, Bd. 2, S. 512. ¹³ Ermatinger, Bd. I, S. 37.